

Leseprobe

Neugier, Mut & Wohlgefallen Band II

Wir wussten es, Kasachstan ist ein großes Land in der Mitte Asiens. Was wir nicht bedacht hatten, war die dünne Besiedlung des Landes. Hubert fiel es auf, als wir mit dem Bus von Almaty wegfuhr, um dann an der chinesischen Grenze entlang zurückzulaufen. Kaum Dörfer für eine Übernachtung. Draußen warteten die Wölfe. So entschlossen wir uns kurzfristig, Kreuzfahrten mit Bus und Bahn zu unternehmen.

Der Polizist weckt uns nicht um sechs, bereits um fünf. Wir liegen unter dem Schreibtisch auf dem harten Boden der Polizeistation. Wir räumen auf. Tageslicht blinzelt durch die verdreckten Scheiben. Unserem Gastgeber wider Willen geben wir die Hand an der dicken, mit Ornamenten beschnitzten Tür des kleinen Bahnhofs. Er lässt uns gehen. Wir nehmen ein Stück Seele von ihm auf und lassen unsere Wertschätzung in seinem Herzen zurück. Wir steigen mit schläfriger Benommenheit die Steinstufen hinab in die Freiheit, zum zweiten Mal in *Kasachstan*.

Wir sehen das Dorf *Agtaghay* bei Tageslicht, haben Zeit bis heute Abend zweiundzwanzig Uhr, Abfahrt des Zuges nach *Karaghandy*. Die frühmorgendliche Helligkeit flutet bewegungslos durch die sandigen Straßen. Die kleine Moschee wirft einen langen Schatten bis an die Zäune der Gärten, ebenso bilden die hohen Birken und Pappeln ihre Konturen auf den Wegen und Hauswänden ab. Das Frühlicht der knapp über dem Horizont scheinenden Sonne hat die Luft noch nicht erwärmt. Wir frösteln, Müdigkeit satt, die Körper schmerzen von der harten Unterlage.

Wir laufen durch das Dorf; wir wollen hinaus in die Steppe, allein sein, unbemerkt. Wir suchen das Plätzchen für die Notdurft; das hierfür eingerichtete Loch am Bahnhof war nicht zu genießen. Menschen sind noch nicht auf den Straßen. Hunde gibt es nicht. Wir erreichen die Häuser am Dorfrand und blicken urplötzlich in die Ferne, die sich ganz, ganz weit in der Ferne verliert. Wir stehen am Rande der unabsehbaren *kasachischen* Steppe - oder stehen wir in der Mitte der Steppe, ist auf der anderen Seite des Dorfes das gleiche Bild? Egal wie, der Anblick ist prächtig; der blaue Himmel umarmt die graue, trockene Erde mit den unzähligen widerstandsfähigen Trockenstauden; alles ruht mit gedämpften Farben und leicht verwischten Formen im frühlingshaften Morgenlicht. Die Steppe wirkt friedlich, beruhigend, wohl mahnend, keine gemütliche Heimat zu sein mit seiner schwindelerregenden Ausdehnung, von der wir uns in Europa keinen wirklichen Begriff machen können.

Wir stapfen durch den grauen Sand, umgehen die Trockenstauden und stehen nach einem Weg von knapp fünfhundert Metern zu unserem Erstaunen vor den Mausoleen eines Friedhofs. Die Grabmale sind prächtig, die silbernen Halbmonde glitzern. Und wenn wir dann die Bauwerke mit den Häusern im Dorf vergleichen, fragen wir uns nach der Verhältnismäßigkeit. Die Ehrung der Toten ist eine kostspielige Obliegenheit, jedoch sehen wir keinen Grund, warum ausgerechnet hier die Gebeine von wohlhabenden *Kasachen* die letzte Ruhe finden sollten. Nur Verstorbene aus dem Dorf sind in diesen Familiengräbern untergebracht. Menschen sind nicht auf dem Friedhof.

Wir gehen wieder zurück zum Dorf, bummeln auf der breiten Dorfstraße, im Winter dick mit Schnee bedeckt, im Frühling und Herbst aufgeweicht zu Wattenmeermorast, im Sommer Staubpisten. Die ärmlichen Wohnbauten aus der kollektivistischen Zeit ruhen hinter Lattenzäunen, teils hängen schwere Teppiche zum Lüften darüber, und drinnen sind die Bewohner, die nicht daran denken, die Freiheit zu nutzen und etwas aus ihrem Leben zu machen, die versorgt sein wollen wie früher, wo alles besser war, und die Partei wählten, die ihnen versprach, sie wieder in den kommunistischen Kindergarten zu sperren. Wir kommen an einer Schule vorbei. Ein Pulk von Schülern steht laut schwatzend vor dem Eingangsportal,

Mädchen und Jungs. Sie sehen uns, sie sehen die Rucksäcke, und sie sehen meine Deutschlandfahne, sie rufen uns *kasachische* Wörter zu. Wir antworten in Deutsch, sagen, dass wir nichts verstehen. Da löst sich aus dieser Gruppe eine kleine, junge Frau:

„Sind Sie aus Deutschland?“ Perfekter hätten auch wir diese Frage nicht stellen können. „Ich bin an dieser Schule die Deutschlehrerin.“

Und schon lädt sie uns ein, mit den Schülern in den Klassenraum zu gehen und dem Deutschunterricht beizuwohnen. Die Disziplin ist *Neuköllner* Art, alle laufen durcheinander, knuffen sich, albern. Als ich an der Tafel stehe und „Guten Tag“ sage, sehe ich nur blödes Grinsen. Vier Jahre haben die Schüler schon Deutschunterricht, doch das Ergebnis ist wie in der Grundschule der *Karl-Marx-Allee*. Ein Polizist ist immer dabei, auf dem Vorplatz und im Klassenraum.

Abdulina, so stellt sich die Lehrerin vor, bringt uns zu ihrem Elternhaus. Das Haus sieht aus wie ein bunter Holzschuh voll Flöhe. Hier wimmelt es, da bewegt sich was, hier riecht es, da gibt es piepsenden Laut: Überall Interessantes, überall Neuigkeit und Abenteuer. Das Paradies war niemals näher. Hier lebt *Abdulina* mit ihren Eltern und ihrem Bruder. Wir gehen über den mit Kuhfladen befleckten Hof, vorbei an einem Außengehege für das Milchvieh, an dem aus Stein gemauerten Herd, an dem Gemüsegarten. Sie führt uns in die Küche. Die Mutter, auch Lehrerin, in bäuerlicher Arbeitskleidung, und der Vater, gelernter Landwirt, begrüßen uns. Eilig tragen sie Speisen auf: Brot, Butter, Käse, kaltes Fleisch, Wurst, alles aus eigener Herstellung, wie uns die Familie versichert. Wir trinken Tee.

Nach einem Spaziergang mit *Abdulina* kehren wir zurück zum Haus. Die Kühe kommen allein von der Weide, der Vater steht am Gatter und wartet. Die Mutter kommt mit dem Schemel und dem Eimer und melkt im Gatter. *Abdulina* zeigt mir den Abort. Die Holzhütte steht auf der anderen Seite des Weges. Die Tür hängt nur in einem Scharnier, entweder ich pfeife, damit mich niemand stört oder halte die Tür mit den Händen fest. Der Gestank ist quälend. Was muss *Abdulina* denken, wenn sie uns zu diesem Holzhaus schickt, da sie die sanitären Einrichtungen in Deutschland kennt?

Der Abend rückt vor, das Licht weicht aus der Himmelsbläue. Mutter und Tochter bereiten das Abendessen, die eine hockt am Steinofen im Hof, die andere schiebt große Töpfe auf die Ringe des Küchenherdes. Der Mann steht mehr im Weg, arbeiten arbeitet er nicht.

Wir essen gemeinsam, der Vater, die Mutter, der Bruder, *Abdulina* und wir, alle in der kleinen Küche. Die Unterhaltung läuft flott, *Abdulina* ist eine aufmerksame Dolmetscherin. Nach dem Essen setzen wir uns in das Wohnzimmer, schauen uns *russische* Seifenopern im Fernsehen an, plaudern. Wir erfahren, dass die Muslime hier im Land sehr wohl Alkohol trinken und Schweinefleisch essen. So war die Sowjetunion gewesen, so ist *Kasachstan* noch heute. Muslimische Frauen tragen selten das Kopftuch. In den Dörfern gibt es kein fließendes Wasser, nicht jedes Haus hat einen eigenen Brunnen, oft lebt eine ganze Straße mit einer Wasserstelle. Gebadet wird gemeinsam am Sonntag, das tägliche Waschen geschieht am Eimer. Die Toiletten stehen oft nicht auf dem eigenen Grundstück; wir haben die Häuschen aufgereiht angeordnet gesehen am Rande der Straße. Wahrscheinlich ist die kollektive Entleerung der Gruben mit dem Güllewagen einfacher.

Wir besprechen unsere Abreise. *Abdulina* sagt, ein Freund aus der Nachbarschaft wird uns mit seinem NIVA zum Bahnhof fahren, gegen unseren Protest, den kurzen Weg könnten wir laufen. Nein, nein, es wäre ihr lieber, wir würden nicht im Dunkeln durch das Dorf gehen. Irgendetwas muss dran sein, die Fürsorge der Polizisten am Bahnhof, der Polizist in der Schule und nun die Vorsicht von *Abdulina*. Wir verabschieden uns von den Eltern. Sie bedauern, dass wir gehen, wir hätten gern ein paar Tage bleiben können. Unser Fahrschein ist leider Zug gebunden. Wieder erleben wir einen Abschied mit Dankbarkeit, aber auch mit Kummer, Kummer darüber, kein kleines Gastgeschenk geben zu können. Sicher, Geld könnten sie gebrauchen, Geld könnten wir auch angemessen geben, aber Geld zerstört die Geste der Gastfreundschaft; wir haben es oft erlebt. Wie sind beschämt; wir reinigen unser Gewissen mit

dem Versprechen, uns nach der Heimkehr nach Deutschland zu melden (was wir auch mit einem schweren Paket getan haben).

Ein junger, freundlicher *Kasache* sitzt am Steuer, zwei junge Frauen, *Abdulinas* Freundinnen, sitzen auf der Rückbank. Ein prächtiges Gefolge, das uns zur Station bringt. Nach nur knapp zwei Minuten sind wir am Bahnhof. Der Zug ist bereits da. *Abdulina* hat den Fahrschein, geht voran, danach wir, und hintendran die Freundinnen. *Abdulina* findet schnell unseren Waggon, zeigt die Karte einer jungen Zugbegleiterin. Die Frauen helfen uns beim Einsteigen, sie drücken mit den Armen unter unsere Rucksäcke zur Entlastung, schieben uns nach oben. *Abdulina* zwingt sich an uns vorbei und steuert uns zum Kupee. Wir sind die einzigen Fahrgäste in dem Vier-Bett-Abteil. *Abdulina* und ihre Freundinnen bauen uns die Betten mit der zugelegenen Bettwäsche. Und dann kommt der Abschied, der tut weh. Wir kennen nicht die *kasachischen* Gepflogenheiten; wir verhalten uns nach unserem Gefühl und nehmen der Reihe nach jede Frau in den Arm, kräftig, besonders *Abdulina*. Obwohl die Freundinnen nur kurz mit uns zusammen sind, haben auch sie - nicht nur wir - Tränen in den Augen. Wir stehen an der Tür des Waggons und winken hinab zu den Frauen auf dem Bahnsteig. Die Zugbegleiterin schließt die Tür, wir pressen unsere Gesichter an die Scheiben. Als der Zug anfährt, winken wir zu den mitlaufenden Frauen, winken solange, bis sie aus unserem Blickfeld verschwunden sind. Wir setzen uns auf die Liege in unserem Abteil, wir seufzen: „*Wären wir doch noch ´nen Tag geblieben.*“

Und das Dorf ist ein kleines Nest, das nun schlafen geht, denn es wird Nacht

Wir reisten nach Tadschikistan, ein kleines Land mitten drin in Asien.

Auf einer Brücke über dem Fluss sehen wir im Westen auf der rechten Seite des Flusses *Zerapsan* ein kräftiges Grün mit großer Fläche, die Häuser liegen darin als helle Punkte. Nur noch der Aufstieg hinter der Brücke, einige Kilometer geradeaus bis zur nächsten Brücke, dann sind wir im Ort Urmetan. Das Ziel greifbar vor Augen beschwingt den Körper. Rechts und links der Straße liegen Felder, Kartoffeln, Gerste, Kohl: Frauen und Mädchen arbeiten. Sie rufen zu und eilen zu uns auf die Straße.

Wir schleppen uns vorwärts. Rechts sehen wir das Dorf, es fehlt nur noch die Brücke. Ich bin erschlagen. Unsere Gaumen sind aus Pappe und die Zungen Radiergummis, die Wasserflasche ist leer getrunken. Am Rand der Straße steht ein Mann, Teetopf und Tassen zu seinen Füßen, Erfrischung für die Arbeiter im Feld. Wie weit noch bis zur Brücke? Mit zwei Fingern zeigt er die Anzahl der Kilometer an

Dann, endlich, an einer Tankstelle zweigt eine Straße rechts ab. Wir sehen die Brücke, sehr weit entfernt für müde Wanderer. Und auch zum Ort können wir blicken. Wir erkennen, dass auf der anderen Seite des Flusses bis zum Zentrum des Dorfes noch einiges zu laufen ist. Das entmutigt. Vielleicht erwischen wir ein Fahrzeug, Auto, Eselkarren. Nichts kommt. Wir laufen die Straße hinab. Vor uns liegt die Brücke, sie liegt ruhig, sie ist leer, sie hat etwas Menschliches, so als wollte sie sagen: „*Kommt, ich trage Euch rüber.*“ Mir ist, als stehe ich vor einer Grenze, die Labsal liegt dahinter; so, wie der Potsdamer vor der Wende an der Glienicker Brücke stand, nur, dass ich ungehindert hinüber kann.

Und ganz plötzlich geschieht Unerwartetes: Die Brücke erfährt Belebung, beladene Esel mit Reiter kommen auf uns zu, von hinten fährt ein Auto, ein chinesischer Kleinwagen. Das Auto hält, Männer steigen aus. Ein junger Mann, gelbes T-Shirt, blaue Jeans, einen Schnellhefter in der Hand, kommt zu uns. Er spricht uns an mit perfektem Englisch. Er will wissen: Woher? Wohin? Warum hier? Ich antworte, wie es uns so geht. Ich erkläre, dass wir kaputt sind, dass wir ein Bett suchen für die Nacht.

„*Come to my home!*“ Der Junge im gelben Shirt zeigt auf das Auto, bittet uns darin Platz zu nehmen. Wir werfen sofort unsere Rucksäcke ab, verstauen sie im vollen Kofferraum und quetschen uns auf die Rückbank. Zwei Männer haben wir verdrängt, sie müssen zu Fuß weiter gehen.

Der Fahrer kurvt mit uns durch verwinkelte Straßen, wir halten an einem Platz, die breite Stelle der Straße. Hier, wo die Welt zu Ende zu sein scheint, steigen wir aus. Viele Männer umringen uns. Unser gelber Engel erklärt. Die Zuhörer nicken. Die Rucksäcke werden uns abgenommen, junge Männer werfen diese Last auf ihre Rücken. Wir laufen, der gelbe Engel voraus. Wir wissen seinen Namen nicht. Der Weg ist eng. Wir mühen uns schmale Gassen hinab und hinauf, schiefe Stufen unterschiedlicher Höhe aus grobem Stein. Obwohl ohne Rucksack, kraxeln wir schnaufend hinterher. Die jungen *Tadschiken* warten geduldig. Wir laufen eine knapp zwei Meter breite Gasse zwischen Lehmmauern entlang. Unser gelber Engel öffnet ein hölzernes Tor.

“*My home, come in, please.*“

Wir treten in einen Garten, vor uns wild wucherndes Gras, im Hintergrund ein Haus. Auf der Terrasse ziehen wir die Schuhe aus und betreten das Haus. Wohnliche Räume, kein Mobiliar, aber überfüllt mit den *tadschikischen* Schlafdecken. Die Träger legen unsere Rucksäcke ab.

Umed, endlich haben wir seinen Namen, stellt einen Tisch und vier Stühle mitten im Garten auf. Frauen und Mädchen warten auf der Terrasse. Wir werden ihnen nicht vorgestellt. Winken und „*Assalom*“ rufen ist genug. Nur noch sein „Bruder“, bleibt mit uns. *Umed* fragt, was wir essen möchten. Wir sollen uns nicht genieren, unsere Wünsche zu äußern. Hilflös geben wir die Verantwortung zurück, in dem wir sagen, wir essen das, was der Gastgeber bestimmt. *Umed* ruft und pfeift in Richtung der Frauen, die sofort eilen, die Mutter ins Haus, die Schwestern zu unserem Tisch. Sie bringen Tee, Brot, Süßigkeiten, Nüsse, Rosinen, Obst. Die Mutter bringt Salat, Plov, die tadschikische Pella, sauren Quark. Der Tisch ist voll wie im Märchen „Tischlein deck` dich“. *Umed* erzählt. Die englische Sprache hat er sich im Selbststudium beigebracht. Er besucht im Ort die Schule, seine Entlassung erfolgt morgen. Er ist siebzehn Jahre alt. Sein Vater lebt in der Hauptstadt und arbeitet als Polizeioffizier. *Umed* besucht seinen Vater oft, nutzt dabei die Bildungseinrichtungen zur Verbesserung seiner Sprachkenntnisse. Auch seine Mutter ist oft für längere Zeit bei ihrem Mann in der Hauptstadt. Hier in *Urmetan* gefällt es allen am Besten, hier haben sie Gärten und Häuser, hier leben viele Personen der Verwandtschaft. In den Gesprächspausen erteilt er Befehle an die Frauen. Sie sitzen auf der Terrasse in stand-by, wie der Westler sagt. In Abwesenheit seines Vaters ist *Umed* als ältester Sohn der Chef auf dem Anwesen.

Die Toilette ist in einem Schuppen am Rande des Gartens, ein geräumiger Verschlag aus Brettern. Der Geruch ist sanft. Wie überall: Loch im Fußboden. Es ist nicht einfach zu treffen, da wir die asiatische Hocke nicht beherrschen. Aus Umsicht und für die Bequemlichkeit hängen wir die Hosen an einen rostigen Nagel. Der Bruder wartet vor dem Häuschen, nach der Erledigung gießt er uns Wasser aus einer Kanne aus Zink über die Hände, wir greifen das über seine Schulter hängende Handtuch.

Ich fühle mich nicht wohl. Die Knie zittern, der Magen rumpelt, Schweiß glänzt auf der Stirn. Ich frage nach Wasser für die Körperwäsche. *Umed* schlägt vor, hinunter zu gehen zum Fluss, dort sind natürliche Planschbecken. Wir laufen durch die schmalen Gassen, begrüßen Menschen vor ihren Toren. Über steinige Abgrenzungen von Gärten und Feldern gelangen wir zu einem Nebenfluss des *Zerafsan*. Er kommt geradewegs aus den Bergen und führt eiskaltes Wasser. An den Uferändern haben sich kleine Becken zwischen den Steinen gebildet. Das Wasser ruht und wurde im Schein der Sonne leicht erwärmt. Heute am Mittag soll es siebenunddreißig Grad warm gewesen sein. Eine Erklärung für meine Erschöpfung. Wir ziehen uns aus bis auf die Unterhose - die sollen wir anbehalten, Frauen könnten uns sehen. Mit den staubigen, durchtränkten Sachen fiel die Last von mir ab, mich unentwegt vorwärts kämpfen, mir jeden Becher Wasser erobern zu müssen, jeden Platz für die Nacht. Wir setzen uns in das Wasser, seifen uns ein und spülen hastig und prustend den Schaum wieder ab. Es ist einen halben Zentimeter kalt.

Obwohl es noch früh am Abend ist, obwohl wir bei Tee in der angenehm warmen Luft noch ein Schwätzchen halten könnten, bitten wir *Umed*, uns den Platz für das Nachtlager zu zeigen.

Er nickt verständnisvoll und ruft seiner Mutter, seinen Schwestern Befehle zu. Wie Bienen zum Korb, so eilen die Frauen in das Haus. Wir gehen mit und in zwei Räumen bauen die Frauen unsere Betten. Wir alle lachen, sind fröhlich, und immer wieder werden wir gefragt, ob die Anzahl der aufeinander geschichteten Decken für uns ausreichend ist. Wir müssen zur Probe liegen, alle stehen dann um uns herum, wir sagen: noch `ne Decke und noch `ne Decke, bis wir dann zufrieden sind. Hubert liegt vorn in der geschlossenen Veranda, ich habe mein Bett im Wohnzimmer. Das Haus ist nur für uns, die Familie schläft in einem anderen Haus. Wir rollen unsere Schlafsäcke aus, legen unseren Schlafanzug darauf. Mit Interesse verfolgen die Augen der Bewohner unser Tun. Erst als ich beginne mein Hemd aufzuknöpfen, verlassen sie die Räume.

Mit Schüttelfrost schlafe ich ein. Die Plastikflasche für den Nachturin steht neben meinem Lager.

Ich erwache, als ich Huberts wohliges Stöhnen zum glücklichen Zu-sich-kommen höre und durch das Milchglas in der Trennwand seine aufwärts gestreckten Arme bemerke. Sonst ist Ruhe im Haus, es ist halb acht. *Umed* will um acht Uhr in der Schule sein, so sagte er gestern, um die Schulentlassung zu feiern. Wir versprochen, mit zu gehen. Mir geht`s dreckig, Schüttelfrost, verschwitzter Nachtanzug, Magenverstimmung. Zudem juckt es zwischen den Beinen, ein oder mehrere Flöhe. Die haben sich bei der Übernachtung im Teehaus von *Dardar* zu mir gesellt, davon bin ich überzeugt. Ich habe Erfahrung, schon in *Moldawien* und in *Albanien* hatte ich diesen Kleintierzoo in meiner Hose.

Es ist schon halb neun, als wir los ziehen. Wir klettern die schmalen mit unebenen Treppenstufen gepflasterten Gassen hinauf. Oben auf der breiteren Hauptstraße treffen wir *Umeds* Schulkameraden. Einige tragen eine breite rote Schärpe über ihrem schwarzen Anzug. *Umed* eilt in den Gemischtwarenladen und kommt mit einer Schärpe heraus. Gemeinsam bummeln wir zur Schule, die Schüler festlich, wir in unserem Wanderdrillich gekleidet. Mädchen in bunten Hosenanzügen, ebenfalls mit dem Ehrenband geschmückt, laufen lachend hinterher.

Im Garten vor dem Schulgebäude und auf dem Schulhof stehen, tanzen, rennen die Schüler. Es sind wohl alle Schüler des Ortes versammelt, die Kleinen mit Geschrei; die Älteren in ihrer festlichen Kleidung stehen in Gruppen und tratschen aufgeregt und freudig. Jungs und Mädchen getrennt. *Umed* stellt uns einige Lehrer vor, den Schulleiter, den Englisch-, den Geografielehrer. Sie stellen die üblichen Fragen, und während ich antworte, taxieren sie uns, und machen sich ihre Gedanken.

Es kommt Ordnung in den wilden Haufen. Die Schulabgänger nehmen Platz auf Stühlen und Bänken vor der Terrasse des Eingangs, Jungs und Mädchen halten Abstand voneinander. Die jüngeren stehen dahinter und schauen neugierig. Auf der Terrasse, gestaltet wie eine Kirchenempore, nehmen die Honoratioren Platz: Der Schulleiter, die Lehrer, Abgesandte der Bezirksregierung aus *Ajni*, - und wir. Wir sitzen in der zweiten Reihe, der Englischlehrer neben uns zwecks Übersetzung von Fragen und Antworten. Der Schulleiter klopft an das Mikrofon, es quietscht, brummt, knarrt; Frequenzen, die in den Ohren schmerzen. Der Schulleiter tobt, er brüllt seine Kollegen an, hitzköpfig ohne Kontrolle. Dabei macht er äußerlich gar nicht den Eindruck eines Cholerikers, freundliches, rundliches Gesicht, Glatze und Bauch.

Der Schaden wird behoben, der Schulleiter spricht, er liest vom Blatt ab. Ich beobachte von oben hinab die Schüler, sie hören nicht zu, sie schwatzen, sie grinsen, sie puffen sich mit Armen und Beinen. Unbeirrt liest der Schulleiter weiter. Kinderchöre singen, sie werden begleitet vom Musiklehrer mit einer *tadschikischen* Klampfe. Der Vertreter der Bezirksregierung redet. Er verbeugt sich oft vor dem Schulleiter, er will ihm wohl sagen, eine gute Arbeit gemacht zu haben.

Die Reden sind beendet, Die Schüler erheben sich, rhythmische *tadschikische* Musik ertönt, Jungs tanzen mit Jungs, Mädchen mit Mädchen. Die kleineren Schüler rennen drum herum. Wir sind dabei, Aufforderungen zum Tanz lehnen wir ab. Ich bin schwach.

Im Garten tanzen die beschärpten Absolventen. Sie rufen uns ein lautes Hallo zu. Und ganz plötzlich erscheint ein Polizist im Garten. Er spricht laut, die Musik bricht ab, die Schüler ducken sich, laufen aus dem Garten. Ich frage, doch die Antwort ist mager. Sie wissen selbst nicht, erklärt *Umed*, warum sie ihr verdientes Vergnügen abrechnen müssen. Angeblich kam der Befehl hierzu von den Vertretern der Bezirksregierung.

Wir gehen zurück zu *Umeds* Heim. Wir erklären ihm, heute noch weiter gehen zu wollen. Er bedauert, wir könnten doch noch ein paar Tage in seinem Haus bleiben. Schwere Entscheidung für uns; eine Weile mit *Tadschiken* in ihrem Dorf zu leben, wäre ein fruchtbares Erlebnis. Vielleicht im nächsten Jahr. *Umed* überredet uns, seinen Freund zu besuchen. Dort wird noch gefeiert.

Über einen Innenhof betreten wir das Wohnhaus. Laute Stimmen. In einem Raum sitzen die Mädchen, im anderen die jungen Männer. Wir treffen einige Klassenkameraden von *Umed* wieder, denen wir auf dem Schulgelände bereits begegnet sind. Eine bunte Decke ist auf dem Fußboden ausgerollt, Speisen werden von der Mutter des gastgebenden Freundes herein getragen. Wir setzen uns, wir bekommen für eine bequeme Lage Kissen zur Unterstützung. Wir trinken Saft, Tee und essen Nüsse. Wir hören die Fröhlichkeit aus den anderen Räumen. Einige Jungs tanzen, andere setzen sich zu uns. Ihr Englisch ist brauchbar, wir können uns unterhalten. Sie wollen studieren, die Befähigung hierzu haben sie mit ihrem Schulabschluss. Einer will unbedingt in die USA, Deutschland wäre ihm auch Recht. Irgendwie im Marketing. Oder was soll ich studieren? Er schiebt diese Frage sofort hinterher. Wir empfehlen Ingenieurtechnik, das kann ihr Land gebrauchen. Die jungen Männer hören aufmerksam zu mit ernstern Gesichtern, trotz der fröhlichen Fete. Niemand raucht. *Umed* sagt, das gehört sich nicht.

Hubert und ich besuchen die Mädchen, hübsche Wesen. Sie sind schüchtern, zurückhaltend, dennoch geneigt, mit uns zu reden. Nicht mehr lange, dann werden auch diese zarten Geschöpfe schwere Eimer mit Wasser für ihre Familien schleppen, denke ich.

Ich frage *Umed*, ob er eine Freundin hat. Mehrere, gibt er mir zur Antwort. Wie allerdings die Tiefe dieser Beziehungen ist, verrät er nicht. Und ich habe auch nicht danach gefragt. Ich bin überzeugt, dass sich Junge und Mädchen erst nach der Hochzeit kennen lernen.

Wir wären gern noch geblieben. Das Fest wird noch lange andauern. Fröhlichkeit ohne einen Tropfen Alkohol, ohne Zigarette - das ist uns schon in *Dushanbe* aufgefallen -, noch nicht einmal eine Wasserpfeife. Der Gastgeber beschwört uns zu bleiben, er holt seine Mutter. Die freundliche, hübsche und charmante Frau sagt auch, wir sollen bleiben, zumindest eine Woche. Ich würde sie so sehr an ihren Vater erinnern. Nun, auch wenn sie mir ein anderes Verwandtschaftsverhältnis angeboten hätte, unser Entschluss, weiter zu reisen, steht fest.

Lehrer Asrorow lernen wir in Pendzikent, Tadschikistan kennen. Er spricht Deutsch; er lädt uns ein, ihn in seinem Haus zu besuchen.

Der Berg singt, es ist ein kratzendes Singen, als wenn ein Kipplaster Kieselsteine für den Vorgarten ablädt. Wir schauen nach oben, eine breite Gerölllawine liegt vor uns am Hang. Wir sehen vereinzelt Kieselsteine abwärts hüpfen, kurz vor unserem Weg bleiben sie liegen. Oben rieselt es unaufhörlich. Dann springen größere Steine, die Größe eines Tennisballs, mit affenartiger Geschwindigkeit am Hang hinunter. Auch diese erreichen nicht unseren Weg. Ein seltenes, packendes Schauspiel. Die Größe der Steine, die vom oberen Fels abplatzen, nimmt zu. Und dann geschieht das Ungeheuerliche: Ein dicker Felsbrocken, springt, tanzt hernieder, Sprunghöhen von einigen Metern, lautes Schlagen beim Aufkommen auf dem Hang; hypnotisiert wie eine Maus vor der Katze starren wir seiner Flugbahn nach. Sein Gewicht verleiht ihm Wucht. Und anders als die kleinen Steine denkt er nicht daran, vor dem Weg Rast zu machen, sondern hebt noch einmal nahezu senkrecht ab, und der mülltonnengroße Stein kracht nur zwei, drei Meter vor uns auf den Weg, um dann mit der verbleibenden Energie wieder abzuheben und hinunter zum Bach zu fliegen. Das Schlagloch, das der Stein in den Weg gerissen hat, ist wenigstens einen halben Quadratmeter groß und zwanzig, dreißig Zentimeter

tief. Von einem Menschen wäre gar nichts und von einem Auto nicht viel übrig geblieben. Gebannt schauen wir nach oben, suchen mit den Blicken die Gefährten des Steins, die noch nachfolgen werden, lösen uns aus unserer Starre und rennen mit höchstem Einsatz, am Fuße der Lawine entlang, den Oberkörper zum Berghang hin gedreht, um weitere talwärts rasende Geschosse mit unseren Blicken zum Ausweichen erfassen zu können. Unsere schwankenden Rucksäcke werfen uns nach links und rechts. Schwer keuchend erreichen wir nach mehr als fünfzig Metern den Rand der Geröllhalde. Wir blicken zurück, es singt nicht mehr, es donnert. Wir schauen nach oben: Wer kann diesen Steinschlag ausgelöst haben? Wir sehen keine Menschen, keine Tiere. War es der Tageszeitpunkt, die Erwärmung des Gesteins durch die Sonne, die den Fels platzen ließ? In jedem Fall: Glück gehabt, wir geben uns die Hand und danken dem „Da oben“.

Das Tal wird breiter. Die Sohle dient dem jetzt schmalen Bach im Frühjahr bei der Schneeschmelze als Bett. Es müssen verheerende Hochwasser geschadet haben, die Häuser des Dorfes *Sching* - wir gehen davon aus, *Sching* erreicht zu haben, die gewanderte Zeit spricht dafür - kleben in sicherer Höhe rechts und links an den Berghängen.

Zwei Jungs rennen zu uns; sie kommen aus der Siedlung am Hang, und eilen über einen Steg und das weite Tal. Wir sind von weitem leicht zu erkennen, außer uns ist niemand unterwegs und unsere Rucksäcke sind auffällig. Schwer atmend stehen sie vor uns.

„*Abduhakim Asrorow!*“, keucht ein Junge.

Wir lachen und nicken, ist ja toll, Empfangskomitee.

Die Jungs gehen voraus. Auf einer staubigen Straße steigen wir in den rechts vom Tal liegenden Ortsteil, gehen vorbei an mit Draht eingezäunten Gärten und den landestypischen Dorfhäusern. Dann steht er vor uns, der freundliche, charmante Deutschlehrer *Asrorow*. Er fasst mit beiden Händen unsere rechte Hand, begrüßt uns mit lieben Worten. Wir sind daheim. Herr *Asrorow* führt uns über den Hof auf die Terrasse, Holzboden, transparente Plastikfolie zum Schutz gegen den Wind. Er zeigt durch eine Tür in einen fensterlosen Raum:

„*Hier ist Ihr Quartier.*“

Der Raum ist ausgelegt mit dicken Teppichen, die bunten Wolldecken liegen gestapelt in einem Fach. Der Raum wird auch privat genutzt, wir sehen es an den Bildern, den Regalen für die Kleidung. Wir ziehen die Schuhe aus, legen die Rucksäcke ab und holen die Schlafsäcke heraus. Wir fragen nicht nach einem Bad, wir kennen uns aus, hier gibt es keins.

Viele Frauen und Kinder bewegen sich auf dem Hof, nur ein Mann, Herr *Asrorow*. Wir werden nicht vorgestellt, wir grüßen durch Winken, gefühlsmäßig wäre ein Handschlag mit den Frauen eine falsche Geste. Uns fehlt die Zuordnung: Wer ist die Ehefrau, wer sind die Töchter, wer gehört nicht zur Familie? Wir fragen nicht, wir versuchen es im Laufe unseres Aufenthalts herauszufinden.

„*Die Deutschen sitzen gern auf Stühlen, auch beim Essen, das weiß ich.*“ Diese Aussage des Gastgebers stimmt uns froh. Aus einem Schuppen kramt er einen kleinen, staubigen Tisch hervor, und stellt auf dem Hof unter einer Buche drei Stühle dazu. Mit Sorgfalt breitet er eine gemusterte Tischdecke aus. Es ist ein idyllischer Platz, durch das Laub blicken wir in das weite Tal mit den dahinter stehenden schroffen Bergen. Wir trinken Tee und knabbern Nüsse, kauen Rosinen und lutschen Bonbons. Mehrere Jungs stellen sich zu uns. Einer von diesen ist sein jüngster Sohn.

Die Toilette ist auf der anderen Seite des Weges, ein kleiner Garten umgibt sie. Das Örtchen ist sehr sauber, hat aber ebenfalls die bekannten Unannehmlichkeiten für anatomisch ungeeignete Menschen. Nach dem Besuch dieser Toilette werde ich erwartet von dem Sohn mit der uns bereits von *Urmetan* her bekannten verschnörkelten Zinkkanne - ich muss an *Aladins Wunderlampe* denken. Was denkt Herr *Asrorow*, wenn er uns zum Örtchen gehen sieht, da er weiß, dass in unserer Heimat die Toiletten einen anderen Standard tragen? Hat er vielleicht bei seinem Deutschlandbesuch im Bad des Hotels gefragt: „*Warum steht hier ein Stuhl?*“

Die Frauen von *Asrorows* Haus kochen. Sie hocken auf dem Holzboden der Terrasse, schälen und schnippeln Kartoffeln, Grünzeug aus dem Garten oder stehen hinter großen Töpfen, die auf einem Holzgefeuerten Ofen beheizt werden. Ich reiße meine Kamera hoch; ich denke als Gast hier im Hause gehöre ich zur Familie. Die Frau hinter dem Ofen dreht sich ab. Der Hausherr *Asrorow* sieht das. Er spricht in lautem, scharfem Ton mit der Frau. Sie gehorcht und wendet sich zurück. Es ist mir unangenehm, doch die Mühen des Hausherrn muss ich belohnen und fotografieren.

Herr *Asrorow*, Hubert und ich essen am Tisch, die Frauen bedienen, die Jungs schauen stehend zu. Wo alle anderen essen, die Frauen und die Kinder, haben wir nicht herausgefunden. Die Frauen sind sehr geschäftig, sie laufen hin, sie laufen her, sie tragen einen leeren Eimer nach draußen, tragen diesen Eimer wieder leer zurück, sie bringen einen Lappen zur Leine, sie fegen mit dem Reisigbesen. Wir haben den Eindruck: Sie bewegen sich, um den Anschein des Müßiggangs, des Faulseins zu vermeiden. Flott werfen sie ihre Straßenlatschen ab, angeln die Haussandaletten mit den Füßen heran, verschwinden durch eine Tür in ihren Wohnbereich - den wir als Gäste nicht zum Betreten aufgefordert wurden - und kehren mit der ihnen eigenen, in Fleisch und Blut übergegangenen Geschicklichkeit wieder nach draußen zurück.

Der jüngste Sohn, knapp dreizehn Jahre alt, ist zwar der Benjamin, aber er ist der älteste Sohn vor Ort. Er verhält sich auch so, er gibt den Frauen Befehle, wenn uns etwas fehlt; wir spüren, er steht in der Hierarchie über den Frauen, über seiner Mutter. Herr *Asrorow* nimmt den Werdegang seines Sohnes beim Ausfüllen des vorgegebenen Platzes in einer gebrauchsfähigen Familienorganisation mit Wohlwollen zur Kenntnis, er schaut gütig und stolz. Nach dem Essen verstummt auch der Eifer der Frauen, sie hocken sich auf den Holzfußboden der Terrasse, spielen mit dem Baby der Schwiegertochter und klönen. Wir, die Männer, sitzen am Tisch. Ich spiele mit dem Freund des Sohnes Rechenaufgaben. Er diktiert mir Bruchrechnungen auf ein Blatt, er schreibt für sich mit. Er stellt die Bedingung: Sollte ich eine Aufgabe nicht lösen können, erhält er einen Kugelschreiber von mir. Ich komme zurecht.

Im Nachbarhof lodert das Feuer im Steinofen. Eine Frau füttert den Brand mit Reisig und Scheiten. Es ist heiß vor dem Ofenloch, die Frau schwitzt. Als die Flammen zusammenfallen, der Stein die richtige Temperatur hat, bringt ein Mädchen den zu kräftigen, runden Fladen geformten Teig. Die Bäckerin zieht sich eine Wärme abweisende Weste (Asbest?) über und schiebt, mit einem Teigfladen in der Hand, ihren Oberkörper in den Ofen hinein und klebt den Fladen an die Innenwand. Alle acht Tage wird gebacken, für die Nachbarschaft mit.

Übrigens: Auch heute haben wir keinen Raucher angetroffen.

Weitere Informationen finden Sie unter www.horst-wiese.com